Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 65 (2011)

Heft: 1

Nachruf: Benedikt Reinert (1930-2010)

Autor: Rudolph, Ulrich

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BENEDIKT REINERT (1930–2010)

Ulrich Rudolph, Universität Zürich

Am 17. November 2010 ist Benedikt Reinert, der langjährige Leiter des Orientalischen Seminars der Universität Zürich, verstorben. Er begann 1969, in Zürich zu unterrichten, und vertrat dort bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1997 das Fach Islamwissenschaft. Die Grundlagen für dieses Wirken wurden jedoch an der Universität Basel gelegt, wo er zunächst Musik, später Islamwissenschaft studierte und neben anderen wichtigen Lehrern in Fritz Meier einen vielfach anregenden, wenn nicht prägenden akademischen Mentor fand.

Mit ihm verbanden Benedikt Reinert vor allem zwei Interessen: die Beschäftigung mit dem Sufismus, also mit jener religiösen Tradition, die häufig mit einer gewissen Verkürzung als islamische Mystik bezeichnet wird, und die profunde, philologisch geschulte Auseinandersetzung mit orientalischen Sprachen und Literaturen. Im zweiten Punkt ging der Schüler sogar über den Lehrer hin-

aus, denn er befasste sich nicht nur mit den grossen islamischen Kultursprachen, dem Arabischen, dem Persischen und dem Türkischen. Reinert vertiefte sich auch in das Chinesische und ins Sanskrit. Das zeigt seinen weiten Begriff von Kultur und seinen weitgespannten Blick auf die islamische Welt, die er nie auf den Mittelmeerraum reduziert sehen wollte, sondern in ihren vielfältigen Kontaktzonen nach Südasien und nach Zentralasien hinein betrachtete.

In der Basler Studien- und Lehrzeit entstanden zwei wichtige Monographien. Zunächst die Dissertation, die 1968 unter dem Titel "Die Lehre vom *tawakkul* in der klassischen Sufik" publiziert wurde. Sie untersucht ein zentrales Moment in der Gedanken- und Lebenswelt grosser sufischer Autoren: den *tawakkul*, eine Haltung, die man als Vertrauen auf Gott, Sich Verlassen auf Gott oder unbedingte Hinwendung zu Gott bezeichnen kann und die von Reinert als das praktisch-ethische Pendant zum islamischen Glauben an den Einen Gott, dem *tauḥīd*, gedeutet wird.

Die zweite Monographie, zugleich seine Habilitationsschrift, erschien 1972. Sie trägt den Titel "Ḫāqānī als Dichter" und, wichtiger noch, den Untertitel "Poetische Logik und Phantasie". In diesem Werk versuchte Reinert nämlich, die sprachlichen Ausdrucksformen der Poesie Ḫāqānī's wie überhaupt persischer Dichtung auf die ihnen zugrundeliegenden intelligiblen Strukturen zurückzuführen. Dabei bediente er sich mathematischer und formallogischer Symbole, um den Umfang und die Funktion einzelner poetischer Begriffe und Bilder zu erfassen und die Relationen, die zwischen ihnen bestehen, wenn möglich, in ihrer Gesetzmässigkeit zu erklären.

Das Verfahren war revolutionär, aber es war auch riskant und fand manche Kritiker. Reinert selbst hat sich später von einigen Teilen seines Buches distanziert, was einen weiteren Zug seiner Arbeit andeutet: die Bescheidenheit und die ausdrückliche Bereitschaft zur Selbstkritik. Gleichwohl lassen die Monographien über Ḫāqānī und über den *tawakkul* bereits die entscheidenden Koordinaten seines Verständnisses von Wissen und von Wissenschaft erkennen. Denn sie zeigen, dass er nicht mit den gängigen Theorien und Methoden seiner Zeit arbeitete, sondern einen eigenen Zugang zu den Quellen suchte. Seine Gesprächspartner waren nicht die Akademiker der 60er und 70er Jahre, sondern die arabischen und persischen Autoren, die er studierte. Was er anstrebte, war also kein zeitbezogener intellektueller Diskurs, sondern waren Bildung und Gelehrsamkeit.

Diese Gelehrsamkeit beschränkte sich indessen nicht darauf, die Quellentexte philologisch korrekt zu übersetzen. Im Gegenteil: Reinert versuchte stets, ihnen in ihrer historischen Tiefe und Mehrdimensionalität gerecht zu werden. So

hob er Gesichtspunkte ans Licht, die andere übersahen. Neben die Rationalität trat die Ästhetik, neben die sprachliche Verfasstheit eines Textes dessen logische Struktur und Musikalität. Musik wiederum wurde von ihm nicht als romantische Expressivität, sondern – wie die Poesie – als Ausdruck von Ordnung und von Proportionalität verstanden. Das Buch über Ḫāqānī belegt es: Es enthält Abschnitte über "Begriffsharmonie", "Elementen- und Zahlenharmonien" und "Bildharmonie" und lässt damit ein Wissensverständnis aufscheinen, das zutiefst klassisch geprägt war und im besonderen an die Weltsicht der Pythagoreer gemahnt.

So gerüstet, kam Reinert – über eine Zwischenstation in Beirut – Ende der 60er Jahre nach Zürich. 1969 wurde er Assistenzprofessor, 1975 ausserordentlicher Professor, 1982 schliesslich zum ordentlichen Professor ernannt. In dieser Zeit setzte er sich intensiv in der akademischen Lehre ein, aber er fand auch Gleichgesinnte unter den Kollegen innerhalb der Philosophischen Fakultät. Einer von ihnen war Walter Burkert, der bedeutende Gräzist, ein anderer Peter Frei, Professor für Alte Geschichte. Mit beiden traf er sich regelmässig im Byzantinischen Kolloquium, das keine Lehrveranstaltung im heutigen Sinne, sondern ein Austausch unter Gelehrten war. Jenseits der eigenen Fakultät entstanden vor allem Beziehungen zur Theologie, genauer gesagt: zur Religionsgeschichte. Dort sollte der jüngere und viel zu früh verstorbene Fritz Stolz für ihn zu einem wichtigen Gesprächspartner werden.

Ausserhalb von Zürich pflegte Reinert ebenfalls ausgewählte Kontakte mit einigen Kollegen und Freunden. Drei Namen sind hier besonders hervorzuheben: Josef van Ess, mit dem er seit dem gemeinsamen Aufenthalt in Beirut verbunden blieb; Richard Gramlich, der Freund aus Basler Tagen, mit dem er das Interesse am Sufismus teilte, und Wolfhart Heinrichs, wiederum ein "Bairūtī", mit dem ihn die Forschungen zur Literatur und zur Literaturtheorie verbanden. Darüber hinaus hielt sich Reinert zurück. Vortragsreisen oder internationale Kongresse waren nicht seine Sache. Allerdings nutzte er, wenn er doch einmal auf Reisen ging, diese Gelegenheit auf seine eigene Art. So geschah es beim Deutschen Orientalistentag 1983 in Tübingen, bei dem ich ihn, selbst noch Student, zum ersten Mal hörte. Dort fiel er schon deswegen auf, weil er nicht, wie andere, Projekte ankündigte oder einen vorläufigen Werkstattbericht präsentierte. Stattdessen war sein Vortrag eine vollendete sprachliche Miniatur, in der er seine langjährigen Überlegungen zu "Ǧunaid und Ḥallāǧ's Iblīs" zusammenfasste.

Von dieser Art waren alle Beiträge, die Reinert – oft erst nach langem Zögern – veröffentlichte. Sie konnten durchaus einen pragmatischen Anlass

haben, wie der Artikel "Der islamische Begriff des 'heiligen Krieges'", den er 1986 auf Bitten von Fritz Stolz publiziert hat. In der Regel galten sie aber seinen zentralen Forschungsinteressen, die sie jeweils auf eindrückliche Weise ausleuchten. Das belegen vielleicht am schönsten zwei Arbeiten aus dem Jahr 1990: Der Artikel über "Die arabische Musiktheorie zwischen autochthoner Tradition und griechischem Erbe", der in Zürich erschien, und die Beiträge "Die persische Qaṣīde", "Der Vierzeiler" und "Der Concetto-Stil in den islamischen Literaturen" (in: *Neues Handbuch der Literaturwissenschaft. Band 5: Orientalisches Mittelalter*), die schon deswegen aus dem sonstigen Rahmen des Bandes fielen, weil in ihnen arabische, persische und türkische Texte mit gleicher Kompetenz behandelt werden.

Nach seiner Emeritierung im Jahre 1997 arbeitete Reinert an den Themen, die ihn wissenschaftlich beschäftigten, weiter. In gewisser Weise hatte er jetzt sogar dafür mehr Freiraum, denn die Leitung des Seminars war ihm stets mehr Last als Aufgabe gewesen, wie er freimütig bekannte. Die fragile Gesundheit liess nicht immer eine kontinuierliche Arbeit zu, aber es gelang ihm dennoch, weitere Publikationen vorzulegen. Zu ihnen zählt etwa der Aufsatz "Hazaj. Genese eines neupersischen Metrums", der 2008 in der Festschrift für Wolfhart Heinrichs erschienen ist. Noch markanter dürfte indes ein Beitrag von 2007 sein mit dem Titel "Ḫumainī im Spiegel seiner Gedichte". Er demonstrierte nämlich noch einmal den eigenständigen Zugriff, den Reinert bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten pflegte. In diesem Beitrag geht es nicht um Ḫumainī's (Khomeini's) Politik oder um seine Herrschaftstheorie, die in den letzten Jahren von zahlreichen Autoren dargestellt wurden. Vielmehr wird versucht, die Spiritualität und die poetische Kraft, die hinter diesem Herrschaftsanspruch standen, auszuleuchten, was schon vom Ansatz her solitär ist.

Seitdem die Publikationen zu Ḫumainī und zum *hazağ* abgeschlossen waren, widmete sich Reinert nur noch einem Thema: Er wollte eine Arbeit über Ṭālib-i Āmulī, einen indo-iranischen Dichter um 1600, schreiben. Jeder Kollege, der ihn in den letzten Jahren besucht hat, wusste es, denn er wurde mit all der Liebenswürdigkeit, die dem Gastgeber zu Gebote stand, von ihm aufgefordert, gemeinsam einige Verse von Ṭālib-i Āmulī zu lesen. Diese Lektüre ist nun verstummt. Die Arbeit wird nicht mehr vollendet werden. Und so werden die Beiträge von Benedikt Reinert, die immer originell, gelehrt und wohlkomponiert waren, der Islamwissenschaft künftig fehlen.